

Lucette ter Borg

Fallkraut

Roman

Aus dem Niederländischen
von Arne Braun



WALLSTEIN VERLAG

Leseprobe aus:

Lucette ter Borg
Fallkraut
Roman

ca. 300 S., geb., Schutzumschlag
ca. € 19,90 (D); ca. € 20,50 (A)

ISBN 978-3-8353-0954-8

Erscheint im März 2012

Die Autorin

Lucette ter Borg, geb. 1962 in Amsterdam, studierte Slawistik und historische Pädagogik an der Universität Amsterdam. Sie arbeitete als Kunstkritikerin für NRC Handelsblad und De Volkskrant und als Chefredakteurin für Kunst und Kultur bei der Wochenzeitung Vrij Nederland.

Ihr Roman »Das Geschenk aus Berlin« (2006) wurde mit dem Preis für das beste niederländische Debüt des Jahres ausgezeichnet.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2012
www.wallstein-verlag.de

Vom Verlag gesetzt aus der Stempel Garamond
Umschlaggestaltung: Susanne Gerhards, Düsseldorf
unter Verwendung der Fotografie: Zwei ältere Damen sitzen auf
einer Bank, © Premium/Easyfotostock

Druck: Elbe-Druckerei, Wittenberg

I Sigrid

Halb zehn im vorderen Zugteil ist ausgemacht. Meine Schwester kann es gar nicht verfehlen, denn der Bummelzug nach Zutphen hat nur einen Wagen. Als ich Valentine in der Ferne auf dem Bahnsteig von Delden stehen sehe, schiebe ich das Fenster herunter und zwänge meinen Kopf und einen Arm hinaus. Ich winke und rufe ihren Namen, aber Valentine winkt nicht zurück, sie hat beide Hände voll. Tine hat einen Familienkoffer dabei, ein Beautycase, so groß wie ein Umzugskarton, und eine Handtasche über der Schulter. Vor ihren Füßen steht eine überquellende Einkaufstasche.

Was um Himmels willen hat sie vor? Wir gehen doch nicht auf Expedition? Wir fahren einfach eine Woche in den Urlaub.

Valentines Stimme klingt schrill. »Ich kann das nicht alles allein schleppen! Hilf mir mal!«

Ich ziehe den Kopf wieder hinein, vorsichtig, damit meine Ohren nicht an der scharfen Fensterkante hängenbleiben. Immer rumkommandieren. Wenn Madame nur nicht so viel Zeug mitnehmen und zusehen würde, dass sie allein zurechtkommt.

Ich reise leicht, mit einem kleinen Koffer, den Geigenkasten auf dem Rücken und eine Handtasche über die Schulter geschwungen. Eine Hand frei, um mein Portemonnaie oder Taschentuch hervorzuholen, ohne meinen Schritt mäßigen zu müssen.

Ich eile zur Plattform des Zuges und springe das Trittbrett hinunter. »Ich helfe meiner Schwester schnell in den Zug, ja?«, rufe ich dem Schaffner zu.

»Du lieber Gott«, sage ich zu Valentine. »Wie hast du denn den ganzen Krempel hier hergekriegt? Bist du mit dem Taxi gekommen?« »Die Schorredijkjes haben mich mit dem Auto hergebracht«, antwortet meine Schwester. Sie küsst mich hastig. »Solche Engel.«

»Aber im Krieg auf der falschen Seite.« Ich nehme den Koffer und die Einkaufstasche, die mit Lebensmitteln, Vorratsdosen, Servietten, Trinkbechern, Besteck und einer Thermoskanne gefüllt ist. »Auf Reisen braucht man kein Essen«, schnaufe ich, während ich das Gepäck über das Trittbrett des Zuges hieve. »Man sitzt den ganzen Tag faul auf dem Hintern. Womöglich musst du noch im Zug aufs Klo und pinkelst dir in einer Kurve auf die Schuhe.«

Valentine zuckt mit den Schultern. »Jetzt ist Urlaub«, sagt sie und lächelt mir vage zu, als ob sie in Gedanken ganz woanders wäre. Meine Schwester schaut zu der weißen, fächerförmigen Spur, die zwei Düsenjäger in den blauen Himmel ziehen. Wie strahlend blau ihre Augen im Sonnenlicht sind, denke ich, und wische mir den Schweiß von der Stirn. »Kommst Du?« Ich strecke meine Hand aus und helfe ihrem schweren Leib in den Zug.

Als wir unseren Platz am Fenster eingenommen haben, sage ich: »Nachher in Arnhem müssen wir in Wagen vier, Abteil sechs. Da habe ich zwei Plätze reserviert. Mir wird schlecht vom Rückwärtsfahren, also wenn es dir nichts ausmacht, setze ich mich mit dem Gesicht nach vorn.«

»Ist gut«, Valentine nickt. »Aber unterwegs tauschen wir. Sonst ist es ungerecht.«

Ich zerre noch ein wenig an dem Gepäck, das im Gang steht, damit die anderen Reisenden nicht darüber stolpern. Die Sonne scheint mir direkt ins Gesicht. Ich runzle die Stirn und schirme meine Augen mit der Hand ab wie die Indianer in den Karl-May-Büchern, die ich früher verschlungen habe. Ein bohrender Schmerz zieht mir von den Oberschenkeln in den Bauch, als würde ich meine Tage kriegen. Ich setze mich anders hin, denn ich habe nichts dabei und Valentine auch nicht. Dürfte ja wohl auch nicht nötig sein mit dreiundsechzig? Einfach nicht drauf achten, dann lässt der Schmerz schon nach.

Valentine plaudert über eine Klavierschülerin, Brigit, ein untalentiertes Pickelgesicht, das gestern bei ihr zu Besuch gewesen ist. Ich begreife nicht, dass meine Schwester ihre Zeit mit Halbtalenten verschwendet. Die Schüler, die zu

mir kommen, müssen immer erst vorspielen, bevor ich sie annehme. Wenn ich nicht kritisch bin, wer dann? Ihre Eltern bestimmt nicht.

Auf der Weide stehen schwarzbunte Kühe, die Köpfe im saftigen Gras – und wenn sie müde sind vom Fressen, legen sie sich hin und träumen von noch mehr Gras und von einem Stall, in dem sich viele warme Leiber zusammendrängen. Wahrhaftig, jetzt ist Urlaub. Ich lege meine Hand auf die Stelle, an der mein Bauch wehtut, und versuche, das euphorische Gefühl von gestern Abend zurückzurufen, als ich meinen Koffer packte.

Ich fahre weg, weg, weg! Mein Herz flatterte wie ein Fasan, wenn er ruckartig aus den Feldern am Twentekanal aufsteigt. So vieles, dachte ich, so vieles hier hat nichts mit mir zu tun. Ich gehe die Treppe hinab, Koffer, Geige und Handtasche mit Geld und Pass bei mir. Ich ziehe die Tür hinter mir zu, laufe die Straße hinunter, nehme den Bus, und das ist dann das Ende dieser Kurzgeschichte. Sollen sie im Orchester doch tratschen, was sie wollen, es interessiert mich nicht, denn ich bin weg. Kein gemütliches Zusammensitzen nach dem Essen mehr. Sofort abräumen.

Auf den Boden meines Koffers legte ich ein paar in Plastiktüten gewickelte Wanderschuhe, darüber zwei bequeme Hosen, zwei Strickjacken, zwei Blusen, sechs blütenweiße Unterhosen. Meine Waschtasche passte mühelos an die Seite – es war nicht viel Besonderes darin, Lockenwickler und Haarnadeln, ein Lippenstift, Zahnpasta, Zahnbürste, Seife, ein Kamm, ein Töpfchen Purol-Creme und Schlaftabletten, die in einem alten Schmuckdöschen klappten. Und trotzdem hatte ich noch Platz übrig. Zum Beispiel für ein Buch.

Sjors drehte nach dem Essen eine Runde mit dem Motorrad.

Sjors' Runden dauern immer bis weit nach Einbruch der Dunkelheit, meistens bis er sämtliche Waldränder und Moore in der ganzen Umgebung mit seinem Fernglas nach Feuer abgesucht hat, denn das ist seine Leidenschaft.

Sagt er.

Über kleine Straßen und Sandwege fährt er mitunter bis nach Denekamp oder Eibergen, um Brände zu suchen.

Sagt er.

Aber nie finde ich Asche auf seinen Oberhemden, wenn ich die schmutzige Wäsche in Weiß und Bunt und Wolle für die Hand sortiere. Im Bett beuge ich mich manchmal über ihn, wenn er schläft, und schnuppere an seinen Haaren, wie ein Hund einen fremden Hundehaufen auf der Straße beschnuppert, vorsichtig, als ob der Stinker plötzlich anfangen könnte zu bellen. Nie riechen seine Haare nach Feuer. Dafür nach Fresh Up. Und manchmal nach Parfüm: der intensive Duft von Nina Ricci oder süßlichem Chanel. Ein Mal roch ich Kölnisch Wasser, dieses widerliche Zeug, das sich Valentine auch auf die Handgelenke tröpfelt.

Gestern Abend stand ich in dem kleinen Zimmer, das Sjors und ich uns als Kinderzimmer vorgestellt hatten, als wir das Haus bezogen. Voller Sonne war vor vierzig Jahren alles – wir waren frisch verheiratet, ich summt den ganzen Tag. Walzer, Hopsassa-Lieder, und Sjors brachte sie mir auf Holländisch bei: »Constant hat ein Schaukelpferd, ohne Kopf und ohne Stert, er reitet durch die Welt nur so, einfach mit seinem nackten ... Constant hat ein Schaukelpferd ...« Da capo al fine.

In dem kleinen Zimmer betrachtete ich die verschlissene Raufasertapete, die braunen Nässeflecken an der Decke, meine Nähmaschine im Kasten, das Bügelbrett daneben und den verrosteten Heizkörper, aus dem schon seit Monaten braunes Wasser auf das Linoleum tropft.

Es gibt so vieles, das wir nicht getan haben, nicht gesehen haben in all den Jahren. Muss ich deswegen weinen? Hör auf. Ich sitze im Zug. Mit Tine. Blablabla, schwatzt sie. Meissener Porzellan für Brigit. Ja, natürlich würde ich das zum Tee benutzen, wenn ich du wäre.

Auf der Reise wird alles gut. Vielleicht schon in Lorch.

Wenn das möglich wäre.

Meine Kleider für unterwegs hatten mir vom Stuhl aus zugeduftet. Ich warf einen letzten Blick in meinen Koffer, griff ein Buch aus dem Regal und legte es noch hinein.

Danach ging ich nach unten und knipste das Licht in der Küche und im Wohnzimmer aus. Vor dem großen Fenster blieb ich einen Moment stehen und starrte auf den Schein der Straßenlaternen, die blauvioletten Schatten der parkenden Autos an der Bordsteinkante, die dunkle Tür des Hauses gegenüber.

Es ist eine Tür, die ich in- und auswendig kenne – die Farbe der hölzernen Zierleisten, der Briefkasten in Höhe meiner Taille, die Türklingel rechts – genau wie meine eigene Haustür und die Haustüren unserer Nachbarn.

Durch das offene Fenster im Flur wehte schwüle Luft herein. Es roch nach Jasmin und verbranntem Fleisch. Irgendwo in der Straße wurde noch gegrillt.

Ich drehte mich fröstelnd um und ging wieder nach oben. Vielleicht war's das ja, dachte ich, und in meinem Kopf hörte ich einen Mollakkord, immer wieder A-C-E-A. Aus-und-vor-bei. Vielleicht ist das der Vorhang, der fällt. Die Hände krumm. Arme, die zittern wie ein alter Hund. Noch ein Mal Applaus und danach das tägliche Kreuzworträtsel in der Zeitung und sonntags die Fenster ledern. Fi-ni-to. Kon-jetz. Schluss.

Die Gedärme bockten in meinem Leib, als ob ich Gulasch mit zu viel Paprika und Pfeffer gegessen hätte. In meinem Kopf erhob sich ein heißer Sturm, der alles Laub versengte. Nichts blieb übrig als ein paar kahle Stämme und Äste, noch kahler als am kältesten Tag des Winters auf dem Fahrrad.

Ich lief zum Gästebett und zog den Geigenkasten darunter hervor. Ich klickte ihn auf, tippte mit den Fingerspitzen die Saiten an. Trotz meiner Därme, die sich erneut zusammenzogen, lächelte ich für den Bruchteil einer Sekunde. Schnell klappte ich den Kasten wieder zu und nahm ihn hoch. Ich stellte ihn mitten in den Gang, als ob er nie woanders gestanden hätte, als ob es nie einen Zweifel gegeben hätte, dass er mit auf Reisen gehen würde.

Die Sonne auf meinen nackten Armen. Ohne Jacke nach draußen.

Und wenn ich zurückkehre, erwartet mich ein Tischtuch,

auf dem alles anders angeordnet wird, alles noch einmal ganz neu, besser, schöner. Im Orchester werden sie ihren Ohren nicht trauen. Caravan-Kees, Johan und dieses Ekel Timo, der mir meinen Platz am Dirigentenpult abspenstig gemacht hat und keine Gelegenheit auslässt, mich zu korrigieren, wenn es mal nicht so gut läuft. Er sagt es so leise, dass die Tutti es nicht mitbekommen, aber so laut, dass der Dirigent es gerade noch hört. Ich werde Krüske und Timo zeigen, dass ich sie noch alle beisammenhabe, welche Höhen ich erreichen kann, was für einen Ton ich hervorbringen kann, hart und samtweich zugleich.

Ich muss mehr üben, zu Hause. Das habe ich bisschen schleifen lassen in letzter Zeit. Ich rümpfe nicht die Nase deswegen. Erst recht nicht mit diesem großen Schatz hier drin.

Ich ziehe den Geigenkasten etwas näher an meine Knie.

So ist das. Als kleines Mädchen war ich so verrückt nach Milch, dass Mama mich immer zu finden wusste, wenn ich verschwunden war, denn dann steckte ich beim Bauern Kramer und half ihm im Stall bei den Kühen und Milchkannen und schleckte von dem Rahm, der auf der Milch schwamm. Später kam die Geige hinzu, als Papa mir von einer seiner Geschäftsreisen nach Russland eine Dreiviertelvioline mitbrachte, die er bei einer Zigeunerfamilie erstanden hatte.

Nur bei der Geige überkommt mich wieder dieses Glücksgefühl, das ich hatte, wenn die Milch aus den rosa Zitzen von Bauer Kramers Kühen spritzte und sich auf dem Boden der sauber geschrubbten Eimer Perlmutterbläschen bildeten. Nicht nur wenn ich solo spiele, sondern auch wenn die Schweinetutti, die Hörner und das Fagott, die Oboen, Trompeten und das Schlagzeug, alle gemeinsam, sich aufmachen zu den Sternen. Denn so sehe ich das, lauter Trittleitern und Hocker und Tische und Bücherregale aufeinander gestapelt, an denen wir alle zusammen emporsteigen, höher und höher, und wenn es gut geht, bekommt niemand im Orchester Höhenangst und die Leiter gerät nicht aus dem Gleichgewicht, kein Schwingen von links nach rechts, keine Dissonanz, die die Harmonie zerstört.

Nein, wenn alles gut ist, wartet da oben die Hand unseres Herrgotts. »Komm nur, es gibt mich«, sagt Er und schenkt ein Glas kühle Milch ein.

Dieselbe Empfindung hat auch Einstein gehabt, als er in Berlin den jungen Menuhin die Violinkonzerte von Bach und Brahms spielen hörte. Dass Gott existiert. Das bewies das wunderbare Spiel des zwölfjährigen Yehudi. Nur das mit der Milch, das war bei Einstein nicht so. Das ist bloß bei mir so.

Ich stelle den Geigenkasten neben mich auf die Bank. Es sind ja doch nur wenige Leute im Zug.

Liegst du gut in deinem Kasten? Ich werde für dich sorgen, es wird dir an nichts fehlen, und wenn der Staub und das ganze Elend der Jahre von dir abgeputzt sind, dann werden wir zusammen viel Freude haben. So etwas findet man in tausend Jahren nicht. Aber ich schon. Ich werde dich ganz neu erschaffen, im Hier und Heute des August 1970.

»Wenn die Uhr schlägt, bleibt dein Mund offen stehen.«

»Oh«, sage ich heiser und reibe mir den Schlaf aus dem Gesicht. Für einen Moment weiß ich nicht, wo ich bin. In meinem Kopf ist alles verschwommen. Ich habe geträumt, dass ich spiele und nicht nur einigermaßen gut, sondern wirklich sublim. So wie es war im Orchester in den Jahren, die ich als selbstverständlich hingenommen habe. Vor langer Zeit ging alles mühelos. Mir jucken noch die Fingerspitzen davon.

»Hab ich geschnarcht? Sind wir schon an der Grenze?«

»Wir sind gleich in Emmerich.« Valentine schlägt die Zeitschrift auf ihrem Schoß zu und schaut auf die Uhr. »Auf welchem Bahnsteig müssen wir umsteigen?«

Ich hole unsere Reiseunterlagen hervor und gebe sie Valentine. »Behalt du sie. Du hast bestimmt noch in irgendeiner Tasche ein Plätzchen frei.«

Auf dem Bahnhof in Hengelo hat ein freundliches Fräulein mir die ganze Route aufgeschrieben, wann wir wo sind, auf welchem Gleis wir ankommen und von welchem wir

weiterfahren. Arnheim, Emmerich, Köln. Und dann hinter Koblenz die letzte, schönste Etappe am Rhein entlang nach Lorch.

Zu Hause habe ich die Deutschlandkarte ausgebreitet und gedacht: Was, wenn es zwischen Herrn von Wain in Lorch und meiner Geige nicht funkt? Adriaan hat ihm zwar einen Brief geschrieben, aber man weiß ja nie, ob die Post ankommt und ob Adriaan Wort hält. Darum habe ich die Zugauskunft in Deutschland angerufen. Ich weiß alles über Bummelzüge und Umsteigezeiten.

Dass es doch gut gehe in Lorch! Dass wahr werde, was Adriaan sagt!

»Hast du heute Nacht schlecht geschlafen?«, fragt Valentine. »Du siehst ein bisschen blass aus. Warst du nervös?«, redet sie weiter. »Bestimmt. Genau wie ich. Schließlich bin ich um vier Uhr aufgestanden und habe gewartet, bis es hell wurde. Dann ging es wieder.«

»Das wird es sein«, nicke ich.

»Dass diese Brigit nun aufhört mit dem Klavierunterricht, was?«, fährt Valentine fort. »Was sagst du dazu? Nach dem Sommer kommt sie nicht mehr.«

»Gut so«, erwidere ich gedankenlos.

Valentine schaut mich stirnrunzelnd an.

»Ich habe es nicht so gemeint«, beschwichtige ich. Ich richte mich etwas mehr auf. »Du hast ihre Gesellschaft sicher lieb gewonnen, in all den Jahren.«

Meine Schwester zuckt mit den Schultern. »Es geht mir natürlich auch um das Geld. Es ist nicht viel, und ihr Vater zahlt unregelmäßig, aber von Brigits Stunden kann ich gerade so den Frisör finanzieren.«

»Den Frisör, ja.« Ich verschränke die Finger, drehe an meinem Ehering, ich rieche mich selbst, wenn ich mich bewege. Ich erzähle es Valentine nur, wenn es nicht klappt in Lorch, was der Liebe Gott verhüten möge. Sonst fängt sie jetzt schon an zu meckern. Dass ich mich übers Ohr hauen lassen habe. Dass es eine Katze im Sack ist, die da in meinem Kasten steckt, und kein Paradiesvogel. Nein, erst müssen wir in Stimmung sein. Also wirklich.

»Lorch«, muss ich schlimmstenfalls sagen, »das war fein. Aber was ist schon eine Woche?« Ich muss Valentine auf etwas Schönes hinweisen oder sie beim Kaffee zu einem Stück Kirschtorte einladen, die liebt sie über alles. Wir werden aufs Geratewohl weiterfahren, werde ich sagen. O je, Tine, ist das nicht ein Abenteuer? Uns noch ein bisschen länger verwöhnen lassen und all das Neue um uns herum genießen? Das ist gut für dich. Vergiss doch mal den ganzen Hauskram. Die Klavierstunden kommen dann wieder nach dem Sommer. Deine paar Schüler laufen nicht weg, und Otto weiß, dass du im Urlaub bist. Na los, Otto und deinen Enkelkindern geht es prima, auch wenn du nicht zu Hause auf sie wartest. Wir werden es sehen. Toll, was?

Wir werden losziehen, so wie wir früher mit Papas Orchester losgezogen sind: Wo Musik gewünscht wurde, da mussten wir hin, um unsere Künste vorzuführen. Brünn, Mostar, Lemberg und noch eine Menge andere Orte, deren Namen mir im Laufe der Jahre entfallen sind und von denen ich kaum mehr in Erinnerung habe als eine Brücke, niedrige Häuser an einem Sandweg und Schlamm.

Aber wenn Tine nun auf stur schaltet?

Dann fahre ich allein.

Traue ich mich nicht.

Traue ich mich doch.

Dann sage ich, dass sie mit muss. Dass ich noch was bei ihr guthabe. Dass noch eine Rechnung offen ist. Und dass ich jetzt das Wechselgeld zurückverlange.

Das sage ich. So machen wir's.

Mir ist schlecht.

Wenn Sjors mit dem Nachbarn eine Partie Pingpong auf dem Küchentisch spielt und ich versuche, den Ball zu verfolgen, wird mir auch schlecht, fliegen mir die Augen aus dem Kopf.

Seit dem Grenzübergang fahre ich rückwärts.

»Halb so wild«, sagte Valentine, »wir sind in Deutschland. Da haben die Schienen weniger Kurven, und der Zug wackelt nicht so wie in Holland.«

Ich schlucke den üblen Geschmack in meinem Mund herunter, und etwas, das sich anfühlt wie ein Ballon, aus dem die Luft entwichen ist, zwängt sich nach unten. Ich schlucke noch einmal. Mauern sausen auf Armlänge Entfernung vorbei, die kaputten Stücke mit Stahlnetzen abgedeckt gegen das Abbröckeln. Schatten von Signalmasten und Trafoshäuschen schießen wie Fledermausflügel durch das Abteil. An manchen Stellen glitzert es gelbgrün, tropfendes Wasser oder Urin.

Schwindlig wird mir davon. Und im Abteil stinkt es nach Kölnisch Wasser und gebratenem Hühnerfett.

Guck einfach nicht raus.

Zur Not schaue ich in die Zeitung.

Ich blättere in der *Tubantia*, die ich heute Morgen vor der Abfahrt aus dem Briefkasten genommen und in meine Tasche gesteckt habe. »Hippies, flower children welcome.« Ich lecke an den Worten aus dem Zeitungsartikel entlang. »Kralingen.« Liegt bestimmt irgendwo in Zeeland.

Dutch Woodstock. Dr. John. Country Joe McDonald. Pink Floyd.

Wer sind diese Leute, und warum haben sie so wenig an, wenn es regnet?

»Wir leben für die Musik«, steht unter dem Foto eines Mädchens, das von Kopf bis Fuß mit Schlamm beschmiert ist. Ekelhaft, diese nackten Brüste.

Nennen sie das Musik in der *Tubantia*? Zeitung für Menschen, die keine Ahnung von Musik haben.

Ich stopfe das Ding in den Abfallbehälter unter dem Fenster.

Valentine isst.

Mir ist schlecht.

Guck einfach vor dich hin.

Valentine trägt einen beigen Rock, dazu passende Strümpfe und einen zyklamrosa Rolli mit kurzen Ärmeln, die ihre Arme noch massiger wirken lassen, als sie schon sind. Auf ihrem Schoß liegt ein ausgebreitetes Geschirrtuch. Zu Hause hat sie zwei Hühner gebraten, und jetzt isst sie die kalten Keulen und Flügel aus einer Plastikdose.

Die Knochen, Knöchelchen und Hautreste deponiert sie auf einem Stück Silberpapier neben sich. Die Knie aneinandergedrückt. Die Fußgelenke nach außen gedreht, die Ellenbogen abgespreizt und die Finger nah an ihrem Mund, um nicht zu kleckern. Als ob sie ein junges Mädchen wäre und nicht eine aus dem Leim gegangene Witwe mit schwarzer Haartönung und drei Enkelkindern irgendwo weit weg an der belgischen Grenze. Vier Stückchen Huhn hat sie in der letzten halben Stunde verdrückt.

Nun fischt sie einen glasierten Hühnerhals aus der Dose und fängt an, das Fleisch aus den Wirbeln zu saugen.

Das ist Nummer fünf.

Der Zug ruckelt. Das rhythmische Ta-tam, ta-tam wird unterbrochen, als die Lokomotive pfeift und wir in einen Tunnel einfahren. Schmatzende Geräusche erfüllen das Abteil. Das Rascheln einer Papierserviette, ein Rülpsen. »Wohl bekomms!«, kichert Valentine. Das metallische Klicken einer Handtasche, die geöffnet wird, ist zu hören.

Als wir aus dem Tunnel hinausfahren, schaue ich direkt in den weit geöffneten Mund einer gähnenden Valentine. Die Muschel ihres künstlichen Gebisses glänzt, das Gaumenzäpfchen hängt wie ein wurmstichiges Anhängsel hinten drin. Tine nimmt das Gebiss heraus, reinigt es mit einer Reisezahnbürste. »Hühnerfleisch hat Fasern.« Dann holt sie einen Zahnstocher hervor und beginnt, sich damit ins Zahnfleisch zu pieksen.

»Ein Specht ist nichts dagegen«, sage ich. »Muss das so schnell sein?«

»Äh-hä«, nickt Valentine.

»Wozu braucht man eigentlich Zahnstocher, wenn man ein Gebiss hat?«

»Ist gut fürs Zahnfleisch«, lispelt Valentine. Sie sticht so fest zu, dass ihr Zahnfleisch blutet. »Kräftigt das Fleisch und verhütet, dass der Kieferknochen schrumpft.«

Sie leckt den Zahnstocher ab, wirft das Hölzchen in einem Bogen in den Abfallbehälter, schiebt das Gebiss wieder hinein und schenkt sich einen Becher verdünnten Zitronensaft ein. »Das löst das Fett im Magen auf und zieht

die Wunden im Mund zusammen.« Valentine gurgelt und schluckt hinunter.

Ich will die Stimmung nicht verderben.

»Das sind keine Märchen.« Valentine nimmt ein paar Züge von dem Zitronensaft. Sie spült von der linken in die rechte Wange und schluckt. »Weißt du, dass man mit einer Zitronendiät drei Kilo in einer Woche verlieren kann? Außerdem ist es gut fürs Cholesterin.«

Warum faselt Valentine immerzu über Diäten und magere Rezepte und wann man sich am besten wiegen sollte? Wenn sie sich so viel damit beschäftigt, warum sehe ich dann nie einen Unterschied? Warum gelingt es ihr nie, auch nur ein Pfund loszuwerden? Dann könnte sie wenigstens Treppen steigen, ohne dass die Mauern in ihren Grundfesten erzittern. Dann könnte sie einkaufen – einfach einen Fuß vor den anderen –, ohne zu schnaufen wie ein Nilpferd. Dann bekäme man wenigstens ein bisschen Sicht auf das, was früher einmal eine Taille gewesen ist.

Warum kneift sie nicht in das Fett an ihrem Bauch und ihren Schenkeln, das sie sich in all den Jahren mit Schnitzeln in Jägersauce, Knödeln und Buttererbsen mit Zucker angefuttert hat?

Früher dagegen. Wenn Valentine ein Rad schlug, zog die Welt ihre Tanzschuhe an. Und wenn sie, gar nicht einmal so viel später, auf dem Sprungbrett im Schwimmbad von Boekelo stand, die Arme über dem Kopf streckte und sich abstieß, dann hielten alle, Väter und Söhne, Mütter und Töchter, die sich auf dem Rasen sonnten, picknickten oder Federball spielten, in ihrem Tun inne und schauten auf das, was da durch die Luft schwebte. Ein Vogel in einem rot-gestreiften Badeanzug war Valentine. Ihre dunklen Locken hüpfen in der Sonne.

Niemand wusste, was für ein leichtes Ziel dieser Vogel darstellte. Aber ich schon. Ich machte aus meiner rechten Hand eine Pistole, zog den Finger zurück und knallte wie Calamity Jane in Richtung Sprungbrett.

»Glaubst du wirklich«, frage ich, »dass Zitronensaft was bringt?«

Valentine stellt ihren Becher ab. »Was meinst du?«
Ich schweige. Es ist doch wohl klar, was ich meine.

»Dass ich zu dick bin?«

Valentines Stimme klingt weinerlich.

Meine Haut klebt an der Bank. Ich setze mich anders hin. Wir haben Urlaub, ich bitte dich. »Nein, Tine«, sage ich nach einer Pause, »du bist nicht dick. Du bist füllig. Rubensfigur nennt man das.«

»Manche Männer mögen es dick«, sagt Valentine.

»Männer?«, frage ich. »Ich weiß ja nicht.«

»Doch«, sagt Valentine. »Nicht jeder liebt es dürr und knochig.«

»Nein«, sage ich. Mein Bauch rebelliert. »Natürlich liebt nicht jeder dasselbe. Gott sei Dank.« Ich mache eine weg-wischende Geste. »Über solche Dinge zerbreche ich mir nicht den Kopf. Ich habe Besseres zu tun. Das Violinsolo des *Danse Macabre* einzustudieren, zum Beispiel, und die Art und Weise, wie die Streicher ihre Parts spielen müssen.« Ich schaue hinaus.

Es wird wieder still im Abteil. Valentine beugt sich über die Einkaufstasche und beginnt umständlich, die Reste der Hühnermahlzeit aufzuräumen. Mit zwei Servietten putzt sie die Bank sauber, die Deckel kommen auf die Dosen, die Dosen werden der Größe nach in die Tasche gestapelt, die Thermoskanne auf die eine Seite, die Flasche mit Zitronensaft auf die andere. Becher und Besteck obendrauf, Geschirrtuch ordentlich darüber gefaltet. »So, alles verstaut.«

Valentine nestelt an ihrem Pulli. Sie zupft Fusseln ab und wirft sie in den Abfallbehälter. »Es tut mir leid, Sigi«, murmelt sie und faltet die Hände.

»Was tut dir leid?« Ich räuspere mich. Valentine schwitzt, Perlen bilden sich auf ihrer Oberlippe. Es wird doch jetzt kein Geständnis kommen? Als ob ich darauf warten würde. Darauf, was sie im Einzelnen so alles angestellt hat. Wie gesagt: Wir wollen die Stimmung nicht verderben.

Ich hole tief Luft. »Was genau tut dir leid?«

Valentine steckt eine Locke, die sich gelöst hat, in ihren

Dutt zurück. Sie schnauft. Ihre Wangen sehen fettig aus, wie Jonagold-Äpfel, die zu lange in der Schale gelegen haben.

»Du hast eine Karriere«, flüstert sie.

»Du musst lauter reden. Ich kann dich so nicht verstehen bei diesem Zuglärm.« Ich klopfe an mein Ohr.

Valentine setzt sich gerade hin. »Du hast dir so eine schöne Karriere aufgebaut«, sagt sie lauter. »Während ich ...«

»Ja?«

»Ich habe einfach öfter Appetit als du«, murmelt sie.

»Appetit worauf?« frage ich.

»Komm, Sigi. Guck nicht so unheimlich. Da muss ich lachen, und wenn ich lachen muss, kann ich nicht mehr aufhören und mache mir in die Hose.«

»Oh nein, das wollen wir nicht«, sage ich.

»Ich weiß nicht, woran das liegt.« Valentine kaut an ihren Nägeln. »Ich habe eigentlich immer Appetit. Du kannst mir alles vorsetzen. Früher war das anders, in dem Orchester mit Papa und kurz danach, als ich mit Karel vorm Altar stand. Jetzt dagegen ... Man könnte meinen, dass ich Zucker habe. Mein Körper funktioniert irgendwie nicht mehr richtig. Und das ist wie ... kennst du dieses Gefühl?«

»Nein«, antworte ich. »Dieses Gefühl kenne ich nicht. Mein Körper ist immer noch fit. Wenn ich ein schönes Feld sehe, werfe ich gleich meinen Drahtesel an den Rand, hops, und schlage ein Rad.«

Valentine schüttelt den Kopf. »Manchmal habe ich das Gefühl, als ob in mir drin ein einziges großes Loch wäre: Gallenwege, Magenwand, Lebermembranen, Nervenzweige, alles ist durchgenagt, hängt lose und sucht Halt. Meine Füße tun weh, oder so, und dann denke ich: Ach komm, ich nehme noch ein Häppchen, es sieht ja niemand. Essen gibt Halt im Magen. Man gönnt sich ja sonst nichts.«

»Ja, man gönnt sich sonst nichts.«

[...]